

Ludwig Lemhöfer

Autonomes Arbeiten im Studium - am Beispiel eines Gruppenseminars¹

Der folgende Bericht eines Gruppenseminars stellt zunächst eine Anregung dar, in der Ausbildung der Theologen und hier insbesondere im pastoraltheologischen Bereich durch eine flexiblere Organisationsform die Kreativität, Selbstbestimmung und Dialogfähigkeit der Teilnehmer zu verbessern und die Arbeit fruchtbarer zu machen. Die Arbeitsweise eines solchen Gruppenseminars legt sich aber auch für viele Vorgänge der Fortbildung wie auch der Zusammenarbeit in der Praxis nahe.

red

Jedem Studenten sind die Frustrationen sattsam bekannt, die innerhalb des gegenwärtigen Universitätsbetriebes selbst noch bei jenen Arbeitsformen gegeben sind, die eigentlich die Mitarbeit der Studenten am stärksten beanspruchen, bei den Seminaren:

– Angewiesenheit auf autoritär vorgegebene Themen: Noch allzu häufig werden Themen ohne Rückfrage nach den Bedürfnissen der Studenten vom Dozenten bestimmt (vielleicht als Vorbereitung auf sein nächstes Buch?);

– mangelnder Einfluß auf den Verlauf eines Seminars: Wenn zu Beginn das Ablaufschema schon festliegt, sind etwaige andere Erwartungen und Wünsche der Teilnehmer kaum noch unterzubringen;

– Isolierung in der Arbeit: Die im traditionellen Seminar üblichen Einzelreferate pro Sitzung bringen es mit sich, daß der Student sich voll auf *sein* spezielles Thema konzentriert (schließlich hängt die Note davon ab!) und an der restlichen Diskussion kaum teilnimmt, weil sein Informationsstand nicht ausreicht;

– Selbstdarstellung des Dozenten: Das Zusammenfallen von höherem Informationsstand und Leitungsfunktion verführt nicht selten den Seminarleiter dazu, sich selbst statt die Gruppe zum Reden zu bringen.

¹ Das im folgenden kurz beschriebene und analysierte Seminar fand im Sommersemester 1971 unter Leitung von Prof. Norbert Greinacher und Dr. Josef Kopperschmidt im Fachbereich Kath. Theologie an der Universität Tübingen statt. Grundlage des Berichts ist die Auswertung einer Umfrage unter den Teilnehmern am Ende des Seminars. Andere Seminare in den folgenden Semestern, die allerdings nicht systematisch ausgewertet wurden, werden zum Vergleich herangezogen.

Diese Erfahrungen, in der Theologie wie in anderen Fächern gleichermaßen gewonnen, veranlaßten eine Gruppe von Studenten, zusammen mit Prof. Greinacher das Modell eines Gruppenseminars durchzuspielen.

Ablauf des Seminars

Schon gegen Ende des Wintersemesters 1970/71 trafen sich einige Studenten, der Kern der späteren 7köpfigen *Vorbereitungsgruppe*, mit Prof. Greinacher und Dr. Kopperschmidt zur Festlegung und Besprechung des Themas „Effizienz der religiösen Sprache im Kommunikationsprozeß“. Im Verlauf von zwei Sitzungen wurden die ersten Themenstellungen konzipiert und wurde die erste Literatur zusammengestellt. Die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe teilten sich dann untereinander die inhaltliche Vorbereitung der Eröffnungssitzung. Ein Informationsgespräch für alle Interessierten, in dem die Arbeitsziele und Arbeitsgebiete des Seminars angekündigt und diskutiert wurden, fand ebenfalls noch am Ende des Wintersemesters statt, um eine möglichst breite Vorbereitung des Seminars zu sichern. Dabei hatte dieses Gespräch noch unverbindlichen Charakter; es konnten also auch später noch weitere Teilnehmer dazukommen. Tatsächlich änderte sich während dieser Zeit sogar die Zusammensetzung der Vorbereitungsgruppe, weil nicht alle Erwartungen auf einen Nenner zu bringen waren; dies wirkte sich jedoch nicht negativ aus.

Die *Eröffnungssitzung* zu Beginn des Sommersemesters – mit 19 Teilnehmern zwischen dem 2. und 15. Semester – fand dann als Ganztags-sitzung im Gemeindehaus in Wurmlingen, einer kleinen Gemeinde in der Nähe Tübingens, statt. Zum einen bietet die Universität bzw. das theologische Seminar kaum entsprechende Arbeitsmöglichkeiten für Gruppenarbeit, zum anderen fördert der „Tapetenwechsel“ eine entspanntere Arbeitsatmosphäre; das Ausweichen aus der Uni wurde nachher von allen Teilnehmern einhellig begrüßt. Die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe hatten eine Reihe grundlegender Arbeitspapiere erstellt und abgezogen, um die Teilnehmer mit den Grundzügen der Kommunikationstheorie und mit Methoden der Textanalyse (Semantik, Rhetorik, Ideologiekritik) vertraut zu machen. Letztere

wurden sogleich in die Praxis umgesetzt: Es wurden ad hoc 3 Arbeitsgruppen gebildet, die am gleichen Text (einem „Wort zum Sonntag“ aus dem Schweizer Fernsehen) die verschiedenen Methoden ausprobierten und verglichen. Die Mitglieder der Vorbereitungsgruppe verteilten sich dabei so auf die einzelnen Gruppen, daß keine ausschließlich aus Teilnehmern bestand, denen der Stoff noch völlig neu war. Die Ergebnisse wurden, wie überhaupt alle Arbeitsergebnisse, protokolliert und in hektographierter Form allen Teilnehmern zugänglich gemacht. Auf diese Weise wurde von Anfang an ein möglichst einheitlicher Informationsstand angestrebt. Die breite Streuung der Semesterzahl fiel dabei nicht negativ ins Gewicht, weil alle Teilnehmer vor einem einigermaßen neuen Thema standen und weil alle mit einem gemeinsam entwickelten wissenschaftlichen Instrumentarium arbeiteten.

Das Seminar beschloß, nur noch drei Plenumsitzungen im Verlauf des Semesters anzusetzen (einschließlich der ganztägigen Schlußsitzung) und die übrige Zeit in Arbeitsgruppen von 4–6 Teilnehmern zu tagen. Die Gruppen wollten mit dem gewonnenen Instrumentarium je verschiedene Kategorien von Texten analysieren, um so induktiv zum Thema „religiöse Sprache“ zu kommen. Es bildeten sich die *Arbeitsgruppen* Liturgische Texte, Predigten, Schulbücher und Kirchliche Verlautbarungen. Die Seminarleiter nahmen sporadisch an Gruppensitzungen teil. Wie das Seminar Inhalt und Organisation der Arbeit selbständig beschloß (die Seminarleiter fungierten als Teilnehmer am Entscheidungsprozeß, nicht als „letzte Instanz“), so konnten in der Folge die Gruppen ihre Arbeit inhaltlich und organisatorisch selbständig gestalten, gehalten lediglich durch die gemeinsamen Beschlüsse des Seminars. Ein *Koordinationsausschuß*, der jeweils eine Woche vor den Plenumsitzungen tagte und sich aus verschiedenen Teilnehmern aus den Gruppen und Prof. Greinacher zusammensetzte, kümmerte sich um die gemeinsame Reflexion der geleisteten Arbeit und bereitete die weitere Planung vor, die wiederum im Plenum entschieden wurde. Die Gruppen hatten auf diese Weise einen großen Spielraum und wurden zum eigentlichen Träger der Arbeit.

Ihre Ergebnisse bildeten den Stoff der Plenumsitzungen, die teils als Diskussionen des Gesamtplenums, teils als Diskussionen ad hoc gebildeter Gesprächsgruppen aus Mitgliedern verschiedener Arbeitsgruppen organisiert waren. Inhaltlich wurde die Arbeit des Plenums und der Gruppen von einer Plenumsitzung zur anderen geplant. Dadurch wurde es möglich, Problemverschiebungen, die unmittelbar aus der Arbeit resultierten, zu berücksichtigen. Dazu ein Beispiel: Im Verlauf des Seminars wurde der Begriff der „Ideologie“ immer zentraler: Die Erkenntnis, daß Sprache nicht nur Abklatsch bestehender Wirklichkeit ist, sondern selbst Wirklichkeit konstituiert, „gesellschaftlich konstituiert“ – diese Erkenntnis verbietet die glatte Gegenüberstellung von „Tatsachefeststellung“ und „ideologischer Begründung“. Wann ist eine Begründung ideologisch, wann konstruiert Sprache eine *falsche* Wirklichkeit? Diese Frage war zu Beginn des Seminars nicht in ihrer ganzen Schärfe erkannt worden; das Seminar beschloß deshalb, eine ganze Plenumsitzung für dieses Thema zu reservieren, was ursprünglich nicht vorgesehen war.

Hatten die beiden *Plenumsitzungen* während des Semesters eine Dauer von 3–4 Stunden, so bildete den Abschluß des Seminars wieder eine Ganztagsitzung in Wurmlingen. Dabei wurden die verschiedenen Einzelanalysen systematisiert, Grundzüge der religiösen Sprache der Gegenwart und die kirchlich-theologischen Bedingungen dieser Sprache diskutiert sowie Forderungen zur religiösen Praxis und religiösen Sprache entwickelt. Diese Zusammenfassung des im Lauf des Semesters Geleisteten wäre auf einer kürzeren Sitzung nicht möglich gewesen; der Plan, sie auf ein ganzes Wochenende auszudehnen, mußte aus technischen Gründen fallengelassen werden. Die abschließende *Seminarkritik* an Hand der Ergebnisse eines Fragebogens zu Inhalt und Organisation des Seminars ließ eine außerordentliche Zustimmung der Teilnehmer und der Seminarleiter zu dieser Arbeitsform erkennen. Bei der Ausgabe der Seminarscheine wurde auf eine differenzierte Notengebung verzichtet; allen Teilnehmern wurde die Teilnahme „mit gutem Erfolg“ bescheinigt. Einzelleistungen zwecks Erzielen einer Note hatte es nicht gegeben.

Ergebnisse des Seminars

Obwohl dieser Bericht im wesentlichen von der Form des Gruppenseminars Rechenschaft geben soll, seien einige inhaltliche Ergebnisse aufgeführt, um das Resultat der beschriebenen Arbeitsweise anzudeuten.

Ausgehend von der Sprache, die im kirchlichen Raum, in Kult und Katechese gebraucht wird (auf diese Arbeitsdefinition konnte man sich einigen), stellten wir als deren Merkmale durchgängig fest:

– Religiöse Sprache ist ein verkrustetes Zeichensystem; gegenüber der gehobenen Umgangssprache zeichnet sie sich durch abweichendes Vokabular, altertümelnde Wendungen aus: sie hat oft Leerformel-Charakter.

– Religiöse Sprache gehört zu einer Einbahn-Kommunikation von oben nach unten: Sie entsteht nicht aus der Erfahrung des Hörers, sondern tritt mit dem Anspruch selbständiger Autorität auf.

– Religiöse Sprache kennt, im Gegensatz zum Reden Jesu, einen eigenen sakralen Bereich. Wo sie „Weltliches“ zu integrieren versucht, verdunkelt sie Sachverhalte durch allgemeinpoetisierendes Vokabular (Fürbitten um das Ende eines „Krieges, der Wunden schlägt“, aber: Nicht der Krieg mordet, sondern benennbare Menschen und Nationen morden im Krieg), oder durch bloß terminologische Anpassung (so in zwei inhaltlich verblüffend ähnlichen Wahlhirtenbriefen von 1933 und 1970: 1933 ist das meistgebrauchte Wort „Volk“, „Volkskörper“, 1970 „moderne Leistungsgesellschaft“. Gefordert wird in beiden der Schutz kirchlicher Institutionen und der Kampf gegen Pornographie u. ä.).

Gestörtes Verhältnis zur Sprache ist gestörtes Verhältnis zur Wirklichkeit: dies war die entscheidende Erkenntnis des Seminars. Wer religiöse Sprache „effizient“ machen will, muß den Erfahrungshorizont heutiger Menschen kenne, und er muß in diesem Erfahrungshorizont den Ort christlicher Praxis finden – einer gesellschaftlich-politischen Praxis, wie wir meinten –; dann kann er vielleicht über diese Praxis reden. Ein solches Reden könnte dann vielleicht das „Pathos der Präzision“ wiedergewinnen, das Walter Jens in der Sprache Jesu entdeckt hat.

Der Weg zu dieser Erkenntnis war verschieden akzentuiert, je nachdem, ob eine Gruppe

Schulbücher, Predigten, Liturgische Texte oder amtskirchliche Verlautbarungen analysiert hatte; die Gleichheit des Themas und der Methode bei Ungleichheit des Objekts ließ jedoch die Erfahrungen der Gruppen untereinander kommunikabel bleiben und ermöglichte somit gemeinsame Folgerungen.

Vergleich

Seit dem Sommersemester 1971 hat der Verfasser verschiedene Seminare mitgemacht, die in einzelnen Teilen ähnlich dem beschriebenen Modell organisiert waren. (Freilich fand nicht immer eine Kontrolle durch Fragebogen statt wie in unserem Beispiel.) Doch vermochte keines dieser Seminare so spontan und intensiv zur Arbeit zu motivieren wie das Greinacher-Seminar im Sommer 1971.

a) Es bedeutete regelmäßig eine *Überforderung*, wenn Gruppensitzungen und Plenumsitzungen wöchentlich stattfanden. Die Gruppen blieben dann auf ihre Spezialaufgabe fixiert und lösten sich zumeist nach deren Erledigung konsequent auf.

b) Eine gründlich arbeitende *Vorbereitungsgruppe* ist die *conditio sine qua non*. Unvorbereitete Teilnehmer eines Seminars waren regelmäßig überfordert, inhaltlich oder formal Alternativen zum Vorgesprochenen zu entwickeln. In der Vorbereitungsgruppe ist aber die gemeinsame Planung von Studenten und Dozent institutionalisiert (was zweifellos für beide Mehrarbeit bedeutet). Eine Vorbereitungsgruppe wiederum, die sich nachher auf die Kleingruppen verteilt, kann ihre Information dort relativ schneller weitervermitteln als ein einsamer Dozent in einem Massenseminar.

c) *Kompaktsitzungen* haben sich fast immer bewährt, weil man in der langen Zeit einfach ein Thema intensiver beackern kann. Dazu kommt die Möglichkeit, im Rahmen einer solchen Sitzung Gruppen- und Plenumsarbeit abwechseln zu lassen. In der Universität fehlen oft die Arbeitsräume für Kleingruppen; ein Ausweichen nach draußen bietet sich an. Zudem wird durch die Dauer des Zusammenseins ebenso wie durch den „Tapeutenwechsel“ das Kennenlernen der Teilnehmer untereinander erleichtert – was wiederum der Zusammenarbeit zugutekommt.

Dieser Gesichtspunkt spricht dafür, eine Kompaktsitzung, u. U. ein ganzes Wochenende, gleich zu Beginn des Seminars einzuplanen.

d) Keine Angst vor komplizierten Strukturen! Das Greinacher-Seminar mit seinen verschiedenen Gruppen und Ausschüssen funktionierte einfacher und für die Teilnehmer durchsichtiger als weniger sorgfältig geplante Strukturen. Wo Aufgaben nicht klar verteilt sind, bleiben sie am Ende doch am Seminarleiter hängen, das bestätigt ihn in seiner Führungsrolle und die Studenten in dem Gefühl, man könne ja doch nichts machen.

Empfehlung

Das – im Vergleich – besonders gute Gelingen des Seminars „Effizienz der religiösen Sprache im Kommunikationsprozeß“ schien den Teilnehmern zu belegen, daß flexible Organisationsformen der wissenschaftlichen Arbeit herrschaftsfreien Dialog, Kreativität und Selbstbestimmung im universitären Wissenschaftsbetrieb fördern. Das Gruppenseminar kann, nach Ansicht der Teilnehmer, solchen hohen Postulaten am ehesten genügen. Im gegenwärtigen Studienbetrieb, der eine Fülle von Scheinen und ein hohes Quantum abgessener Vorlesungen verlangt, sind allerdings mehrere derart intensive Seminare kaum unterzubringen. Prüfungsordnungen müßten im Hinblick darauf neu durchdacht werden – etwa in Richtung erweiterter Möglichkeiten zur Schwerpunktbildung.

Des weiteren sollte erwogen werden, für ein solches Seminar bezahlte Tutorenstellen auszusprechen, da der Arbeitsaufwand einzelner Studenten dem eines Tutors entspricht². Effiziente Lehre und selbstbestimmtes Lernen kommen nicht von selbst; die Arbeitsform des Gruppenseminars sichert zumindest wichtige organisatorische Voraussetzungen. Sie mit Nachdruck zu empfehlen, ist das Ziel des vorliegenden Erfahrungsberichts³.

² Im Fachbereich Katholische Theologie in Tübingen war es damals nicht möglich, Geld für solche Tutoren zu bekommen, während gleichzeitig für ein Register der 150 Jahrgänge der Tübinger Theologischen Quartalschrift permanent Stellen und Summen bewilligt wurden: eine eindeutige Benachteiligung der Lehre zugunsten einer Forschung, deren Relevanz zu diskutieren wäre.

³ Auf einen noch ausführlicheren Bericht von einem ähnlichen Experiment sei hier nur verwiesen: *Dietrich von Oppen u. a., Lehrfreiheit und Selbstbestimmung, Stuttgart 1969.*

Glosse

Franz Joseph Schierse

Jesus Menschensohn – Herausforderung des Glaubens

Seitdem Rudolf Augsteins „Jesus-Menschensohn“ erschienen ist, hat es an polemischen Rezensionen und zum Teil recht scharfen Zurückweisungen nicht gefehlt. Eine ruhige und sachliche Auseinandersetzung scheint in der Tat nicht möglich zu sein, da das Buch selbst kaum die Voraussetzungen dafür bietet. Andererseits bleibt ein gewisses Unbehagen, wenn Christen ihren Gegner mit den gleichen Waffen und vielleicht auch im gleichen rüden Ton bekämpfen, wenn sie ihn im Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Überlegenheit (oder auch nur ihres absoluten Wahrheitsbesitzes) so richtig fertigmachen, um dann befriedigt nach dem nächsten Widersacher Ausschau zu halten.

Wären die von Augstein aufgeführten Probleme mit Polemik und Gegendarstellung aus der Welt zu schaffen, verdiente sein Buch überhaupt keine Beachtung. Schließlich ist der Spiegel-Herausgeber nicht der erste gewesen, der die Evangelien als historisch wertlose Machwerke, Jesus – „falls es ihn überhaupt gegeben hat“ – als Erfindung der Urgemeinde und die Kirchen als raffinierte Systeme religiöser Machtausübung angeprangert hat. Solche pauschalen, wissenschaftlich unqualifizierten Angriffe gegen die Evangelien und den gesamten Glauben konnten immer nur eine Zeitlang Aufsehen erregen und bei Halbgebildeten Verwirrung stiften, die Zeit ist rasch über sie hinweggegangen. Im Grunde haben diese sensationell aufgemachten Publikationen sogar jenen kirchlichen Kräften in die Hände gespielt, denen an einer wirklichen Bewältigung der echten Probleme nicht gelegen war und ist. Wenn die Exegese zu derartig destruktiven Ergebnissen führt, wenn die Aussagen kritischer Theologen sich zu so grotesken Mißverständnissen mißbrauchen lassen, sollte man sich dann nicht lieber mit den kompromißlosen Glaubensformeln des kirchlichen Lehramts begnügen? Es wird auch